

Kontrabass kann jede Musik

Daniele Vianello im Café Museum

Von Christine Pierach

Daniele Vianello aus Venedig ist ein Kontrabassist ohne Grenzen. „No Borders“ war auch der Titel seines Solos im Café Museum.

Ojemine. Nur und einzig und allein ein Kontrabass, vier Saiten, zwei Hände, zehn Finger, gleichwohl ein Solo. Wird das fad? Nervt das? Mag sein, dass mancher der gar nicht wenigen Besucher des Abends vorher solche Zweifel verspürte. Wohl allen, die trotzdem kamen und beide Sets genossen.

Daniele Vianello vermag, sanft oder hart streichend und zupfend, seinen Kontrabass wie viele Instrumente wirken zu lassen. Eine Art Tänzchen ertönt, später ein Wienerliedwalzer, Tango, Balladen, Weltmusik. Vianello fühlt sich sichtlich wohl ohne das einschnürende Mieder eines fixen Genres oder eines Orchesters. Er ist ein Musiker, der mit dem Kontrabass tanzt, sich mit ihm wiegt, sich hoch aufrichtet oder gebeugt anschmiegt.

Nach wenigen Minuten vergisst du, dass da gar kein Violoncello, keine Bratsche im Spiel ist, keine persische Sitar. Tiefer, bassiger klingt es halt an vielen Stellen. Oft meditativ, für die Zuhörer wie für den die Techniken wechselnden Musiker. Mitten im Zupfen greift er zum Bogen. Nun erinnern die Melodie und die Klangfarbe an Filmmusik, an diese dunklen Rundumblicke durchs Fenster in die verregnete blaue Stunde, in die Nacht.

„Der Kontrabass kann jede Musik spielen. Er ist auf der ganzen Welt im Einsatz, in der Klassik, im Jazz, beim Tango, für Kuba-Musik. Ich sehe darin einen zarten Kontakt zu anderen Kulturen“, erklärt der Venezianer, der Klassik kann, lieber aber alle verfügbaren Stile und Arten einsetzt, durchschüttelt, wie auf eine Kette fädelt. Vianello erzählt zu manchen Stück, eigene und Standards, seine Erlebnisse, seine Gedanken. Er hat da ein Stück eines Kumpels für sich arrangiert, lobt die ausgefeilte Technik des Komponisten, sagt, dieses Stück sei „lyrischer, nicht so technisch“. Was die Finger beider Hände da an Tänzen auf den schnöden vier Saiten vollführen, schaut trotzdem sehr nach geübtester Technik aus.



Solo ohne Grenzen: Daniele Vianello

– Foto: Pierach

Ein anderes Kapitel heißt Vianello und Tango Argentino. „Tango wurde für den Tänzer geboren. Die Musik ist für den Tänzer da“, schon klingt das wieder nach Viola, nachdem er vom Zupfen zum Streichen wechselte. Bei einem Liebeskummerlied, hier ohne Text, in dem ein Verliebter sich in einem Boot nach der Herzensdame sehnt, wandelt er Griffbrett und Steg in ein Perkussion-Instrument um: Daniele Vianello schlägt mit der flachen Hand kurz und hart auf alle Saiten. Später werden Schnaderhüpfel- und mexikanische Revoluzzer-Sequenzen an einen munteren Jagdgalopp denken lassen und ein weiteres Intro an persische Folklore.

Ein von Vianello sehr geschätzter Kollege hat „Red One“ geschrieben, inspiriert von einem rosa schimmernden Fluss. Das Intro vertont wogendes Wasser, die linke Hand greift auch hier wieder mal hinab zur rechten, Klänge fast wie von einer Violine. Wieder wabert und wogt das Wasser, unterbrochen von ruckeligen Stellen, Stromschnellen, Wasserstufen? Bis der Fluss wieder strömt, nun dunkel, bassig, und beim Fade out in der Ferne entschwindet. Wie es längst alle Skeptis tat gegenüber einem solchen Solo ohne Grenzen.